

Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript, gehalten auf der Tagung: »Eine Lichtung *des* deutschen Waldes – Mystik, Idealismus und Romantik«

19. - 21. Mai 2016

Meister-Eckhart-Forschungsstelle am Max-Weber-Kolleg

## Geschichten aus der Zwillingsforschung – Meister Eckhart und Fichte Christoph Asmuth (Berlin)

### 1 Einleitung

Die Zwillingsforschung interessiert sich für Zwillinge – wie sollte es anders sein! Früher waren eineiige Zwillinge von großer Bedeutung, Zwillinge, die beispielsweise durch eine Adoption nicht zusammen, sondern in verschiedenen Familien aufgewachsen sind. Humangenetiker wollten herausfinden, welche Eigenschaften ererbt und welche durch Erziehung und Umwelt beeinflusst sind. Dem lag die vielleicht naive Annahme zugrunde, dass es ein identifizierbares Entweder-Oder in der Frage ›Vererbung oder Erziehung‹ geben könne. Eineiige Zwillinge seien genetisch identisch, Unterschiede daher durch Erziehung und Umwelt bedingt. Tatsächlich kam zutage, dass eineiige Geschwister bisweilen ganz ähnliche phänotypische Entwicklungen aufwiesen. Es wurde gemutmaßt, dass der Einfluss der Vererbung für Charakter und Physis des Menschen ausschlaggebend ist. Bereits ziemlich früh wurde aber auch bezweifelt, dass sich die Angelegenheit so unumwunden und klar beantworten lassen würde. Es könnte nämlich sein, so die Überlegung, dass die genetische Ausstattung in nicht unerheblichem Maße auch die Umwelt und die Erziehung beeinflusst, so dass von einer einfachen ursächlichen Wirkung gar nicht gesprochen werden könnte. In den letzten Jahren ist zudem die Rolle der Epigenetik immer mehr in der Vordergrund getreten, so dass die Beziehung von Umwelt und Genetik nicht nur komplexere Betrachtungen erfordert, sondern vor allem als viel variabler aufgefasst werden muss.

Meister Eckhart und Fichte – das scheinen Zwillinge zu sein, zumindest dann, wenn man den verschiedensten Untersuchung aus den letzten 150 Jahren vertraut. Die Zwillingsgeschichte dieser Zwillinge ist wild, wechselhaft und reich an verstörenden Zügen. Unverkennbar liest man bei Fichte Textstellen, die in unmittelbarer Nähe Eckharts entstanden sein könnten: Geistesverwandte über die Jahrhunderte hinweg. Sie erscheinen bisweilen wie eineiige Zwillinge, die genetisch identisch, aber deren geschichtliche Sozialisation und Umwelt doch ganz verschieden ist. Die Vergleiche konzentrieren sich bei Fichte vor allem auf die »Anweisung zum seligen Leben« aus dem Jahr 1806.

Diese Zwillingsgeschichte entbehrt einer authentischen Geburtsurkunde. Im gesamten Werk Fichtes findet sich nirgendwo eine namentliche Erwähnung Meister Eckharts. Es gibt auch keine Sammelbezeichnung ›Mystiker‹, unter der man Eckharts Gedanken

einsortieren könnte. Allgemein weiß er, dass Mysiker die »fordauernde *Selbstverläugnung*« und »gänzliche Vernichtung und Verschwindung« lehrten, eine Lehre, nach der »wir uns in Gott verlieren sollen«. (IV, 147) Aber wie auch bei Platon und Jesus ist der Blick Fichtes auf die Geschichte konsumistisch. Er nimmt, was ihm passt. Fichte selbst fühlte sich jedenfalls Zeit seines Lebens als Selbstdenker. Die Geschichte des Denkens war seine Sache nicht. Seine Kenntnisse der Philosophiegeschichte waren daher begrenzt, wie zahlreiche Zeugnisse zeigen.<sup>1</sup> Seine Urteile über die Geschichte der Philosophie, etwa jenes, nach dem in der Periode zwischen Platon, Jesus und Kant ein Zeitalter philosophischer Dunkelheit geherrscht habe, verraten das grundlegende Desinteresse Fichtes an einer vertiefenden Lektüre klassischer, vor allem aber mittelalterlicher Autoren.

Es ist immer wieder bemerkt worden, dass Fichte in seiner *Anweisung zum seeligen Leben* vielfach Formulierungen verwendet, die große Ähnlichkeit mit Texten Meister Eckharts haben oder die sich gar in der einen oder anderen Form bereits bei Meister Eckhart finden. An erster Stelle zu nennen: Ernst von Bracken, Katharina Ceming, Andrés Quero Sánchez. Allerdings fehlen sämtliche realhistorischen Belege für eine derartige These. Gerne möchte man zustimmen, wenn offensichtliche Parallelen intuitiv ins Auge springen. Die Freude des Wiedererkennens ist groß. Mächtig ist die Gewohnheit, Bekanntes aufzufinden und Eigenes zu identifizieren. Näher besehen entpuppen sich dagegen Parallelen zu schnell als fehlerhafte Sichtweisen, entstanden aus fehlerhafter Lektüre, aus unkritischer, ungeprüfter und vorschneller Übertragung des Eigenen auf das historisch Fremde. Schließlich kann auch der Fall eintreten, dass anachronistische Annäherungen zu ideologischen Zwecken missbraucht werden. Doppelgänger sind keine Zwillinge.

## 2 Methodenkritik

Wie in der Zwillingsforschung ist man gezwungen, zur Methodenkritik zu schreiten. Was Philosophen dachten, ihre in den Texten niedergelegten Theorien, können bis zu einem gewissen Grad in einem Vergleich zur Sprache kommen. Die individuelle Ausgestaltung der individuellen Lebensumstände, die kulturelle Welt jener Philosophen sind indes unvergleichlich. Das Leben eines mittelalterlichen Meisters und das Leben eines preußischen Staatsphilosophen im 19. Jahrhundert dürften recht unterschiedlich verlaufen sein. Auch die politischen und sozialen Verhältnisse unterscheiden sich gravierend. Die Lebensumstände, der historische Ort, die politischen Konstellationen, die soziale Stellung, der ganze kulturelle Horizont, das alles ist unvergleichlich. Was spräche dafür, dass sie etwas annähernd Ähnliches gedacht haben sollten?

Eine schwere Hypothek unserer Zwillingsforschung besteht darin, dass es bereits eine höchst problematische Geschichte gibt, die eine anachronistischen Annäherung von Eckhart und Fichte liefert. Dabei dürften zunächst zwei Tendenzen die Diskussion bestimmt zu haben: Spätestens seit 1871 wird die politische Philosophie Johann Gottlieb Fichtes,

---

1 Vgl.: Asmuth, Christoph: »Metaphysik und Historie bei J. G. Fichte«, in: *Fichte-Studien* 23 (2003), 145-158

insbesondere aber die *Reden an die deutsche Nation*, unter nationalen und nationalchauvinistischen Vorzeichen ausgelegt. Die zweite Tendenz entstammt der romantischen Rückbesinnung auf die Texte der Mystiker des Mittelalters. Dies geschieht nicht ohne die Überlegung, dass sich in der Geschichte der Deutschen ein Stück ihrer Authentizität wieder finden lasse. Für dieses Konzept ließ sich Meister Eckhart gut vereinnahmen. Beide Tendenzen verdichteten sich in den nationalistischen Bestrebungen. Erinnerung sei hier nur an die unselige Zwillingsgeschichte in der nationalsozialistischen Variante, auf die ich an anderer Stelle hingewiesen habe: Hermann Schwarz, Heinz Finke, schließlich Alfred Rosenbergs *Der Mythos des 20. Jahrhunderts*, eine Geschichte, auf die ich in anderem Zusammenhang schon einmal eingegangen bin.<sup>2</sup>

Die ‚Welt‘ war für Eckhart und Fichte nicht nur unterschiedlich groß. Sie lebten auch mit ganz anderen Selbstverständlichkeiten in ihrer Welt. Meister Eckhart und Fichte antworteten nicht auf dieselben Fragen, auch wenn ihre Antworten ähnlich klingen. Man muss deswegen nicht einem alles relativierenden Historismus das Wort reden, nach dem schließlich kein Verstehen des Gewesenen mehr bruchlos möglich ist. Allerdings zwingen diese Überlegungen dennoch dazu, Fragezusammenhänge und Antworten zu korrelieren. Die Theorien des mittelalterlichen Theologen und Philosophen, der nach Avignon zum Papst reisen musste, um sich gegen den Vorwurf der Häresie zu verteidigen, und der Jenaer und Berliner Philosophieprofessor, der sich der Anschuldigung des Atheismus entgegengestellt sah, verbindet weder ein gemeinsamer geistiger Horizont noch dieselbe ‚Religion‘. Zwar waren sie beiden Christen, aber ihre Auffassungen vom Christentum unterscheiden sich erheblich. Für Eckhart gilt der mittelalterliche Textkanon mit den verbindlichen Autoritäten. Er kann zwar schreiben, dass er die Geltung dieser Autoritäten vorübergehend suspendiert; aber sein Denken, so originell es auch immer sein mag, fußt auf der aristotelischen, der neuplatonischen und meinethalben auch arabischen Tradition.<sup>3</sup> Im wesentlichen sind das spätantike Erbschaften, die im Mittelalter zu einem mehr oder minder homogenen Weltbild zusammengeschweißt waren.

Von einer solchen Konstellation kann bei Fichte nicht die Rede sein. Er kannte den mittelalterlichen Textkanon noch nicht einmal vom Hörensagen. Aristoteles, der Neuplatonismus, vollends die arabische Philosophie waren ihm – anders als bei Schelling und Hegel – völlig fremd. Seine Gedanken entwickeln sich vor dem Hintergrund der Aufklärungsphilosophie, einem sich durchsetzenden szientifischen Weltbild, der zentralen Stellung der Philosophie Kants und vor dem Hintergrund von Modernität und Globalisierung.<sup>4</sup> Dabei ist das Selbstverständnis der sogenannten modernen Subjektivität genau so im Spiel wie ein aufstrebendes Bürgertum, das seine Selbstständigkeit in der Französischen Revolution gewaltsam und nachdrücklich zum Ausdruck gebracht hatte.

### 3 Einheit – ein systematisches Problem

---

2 Vgl.: Asmuth, Christoph: »Sein – Nichts – Bildlichkeit. Wirklichkeit bei Meister Eckhart, Johann Gottlieb Fichte und Georg Wilhelm Friedrich Hegel«

3 Vgl. dazu neuerdings: Flasch, Kurt:

4 Vgl. „Von der Urteilstheorie zur Bewusstseinstheorie. Die Entgrenzung der Transzendentalphilosophie“, in: *Kant und Fichte – Fichte und Kant. Fichte-Studien*; Bd. 33 (Hg.) Asmuth, Christoph. Amsterdam vorauss. 2009

Es bleibt also nur eine systematische Herangehensweise. Das bedeutet einerseits, dass Generalisierungen und Universalisierung von Argumenten stattfinden müssen. Das sind Folgen einer Dekontextuierung, welche die historische Einbindung philosophischen Denkens zumindest vorübergehend suspendiert. Andererseits verlangt ein systematischer Vergleich die Aufwertung der Argumente und ihrer Wahrheitsfähigkeit gegenüber deren historischer Relativierung. Es gilt daher, weder aus einer konstruierten neuplatonischen Tradition heraus, weder durch Hinweis auf analoge Formulierungen, noch durch eine übersteigerte Inanspruchnahme eines autonomen Wahrheitsgeschehens jene philosophischen Argumente zu prüfen, die einem kritischen Nachvollzug standhalten und im besten Fall ein Lösungspotential für gegenwärtige Problemstellungen anbieten.<sup>5</sup>

Bereits in der *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* stellt sich Fichte das Problem von Einheit und Vielheit. Das Prinzip des Wissens muss Einheit sein. Es ist das tathandelnde Ich, eine Weiterentwicklung der transzendentalen Apperzeption bei Kant. Als Prinzip des Wissens muss es sich aber auf die Vielheit der Wissensinhalte beziehen. Da diese Wissensinhalte nach der Kopernikanischen Wende Kants nicht mehr in einer wissensunabhängigen Außenwelt bestehen, müssen sie im Ich und durch das Ich sein. Das Ich ist Einheit. Die Vielheit ist nicht außerhalb der Einheit, sondern in ihr. Die Einheit ist nicht über der Vielheit, so dass die Vielheit aus der Einheit – wie durch Schöpfung – hervorträte. Vielmehr ist die Einheit in der Vielheit, als das Eine zu Allem. Alles als Vieles enthält als seinen abstrakten Grund Einheit. So ist die Einheit zugleich in der Vielheit, aber als der Vielheit entgegengesetzte Einheit. Und in der Einheit ist Vielheit, aber als der Einheit entgegengesetzte Vielheit. Entgegensetzung ist aber nur durch die Einheit. Alle Entgegensetzung enthält Einheit. Ohne Einheit, sind Entgegengesetzte nicht entgegengesetzt. Folglich ist die Einheit sich selbst entgegengesetzt, aber nur unter der Voraussetzung der Einheit. Das ist in Kürze der Inhalt des § 3 der *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre*. Wichtiger als das *grundsätzliche* Ich oder das Nicht-Ich ist der Satz der Wechselwirkung in § 3, denn er entwirft erstmals das Prinzip der Wissenschaftslehre in aller wünschenswerter Klarheit: Unhintergehbare Differenz, die Einheit werde soll. Was Nicht-Ich ist soll Ich werden! Als ethisches Prinzip oder Sittengesetz: Sein eins mit Dir selbst! Das Ich ist insofern unhintergehbare Voraussetzung allen Wissens und zugleich der angestrebte Schlusspunkt, indem das Ich zurückkehren soll. Fichtes Wissenschaftslehre ist ein durchgängiger empirischer Realismus, der, im Sinne Kants, zugleich ein transzendentaler, im Sinne Fichtes, ethischer Idealismus ist.

In der *Anweisung zum seeligen Leben* buchstabiert Fichte den § 3 der *Grundlage* mit dem Alphabet des Johannesprologs. Sein Gegensatzpaar heißt jetzt ›Sein‹ – ›Dasein‹. Das Sein ist weder das Parmenideische noch das Eckhartische noch das Heideggersche ›Sein‹. Es ist ein »in sich geschlossnes Singulum« und als solches ein *Gedanke*. Ein Gedanke freilich, der sich selbst aufhebt. Als Gedanke ist er *Dasein des Seins*. Das Dasein verfehlt das Sein

---

5 Vgl.: Asmuth, Christoph: Interpretation – Transformation. Das Platonbild bei Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher und Schopenhauer und das Legitimationsproblem der Philosophiegeschichte. Göttingen 2006.

allerdings, weil das Sein im Denken des Seins dem sein stets zuvorkommt. Es entsteht im Dasein eine sowohl unhintergehbare wie nie aufzuhebende Entgegensetzung von Sein und Dasein, denn das Dasein ist Sein ohne Sein. In einer Differenz liegt konstitutive Einheit, die nur in Vielheit Einheit ist, und Vielheit, die nur in Einheit Vielheit ist. ›Dasein‹ übersetzt Fichte mit Offenbarung, Repräsentation und – Bild. Fichte verbindet das Dasein in der Eckhartisch klingenden 6. Vorlesung der *Anweisung zum seeligen Leben* mit dem Johanneischen Logos.

Der Bezug zu Eckhart liegt daher auf der Hand. Beginnend mit der Aufforderungsethik ist auch das Verhältnis von Einheit und Vielheit analog strukturiert. Signifikant dafür ist Eckharts Bildtheorie: Der Bildbegriff leistet bei Eckhart Erstaunliches. Er vermittelt Einheit und Vielheit. Der Bildbegriff kennzeichnet für Eckhart ein exklusives Verhältnis: Bild und Vorbild sind unmittelbar miteinander verknüpft. Die Substanz, an der das Bild ist, fügt dem Sein des Bildes nichts hinzu; das Kupfer, aus dem eine Münze mit einem Bild des Kaisers gefertigt ist, fügt dem Sein des Kaiserbildes nichts hinzu. Das Material ist gegenüber dem Bild gleichgültig. Vielmehr sind Bild und Vorbild dem Sein und der Natur nach eins, und weil sie eins sind, sind sie einzig: singuläres Bild eines singulären Vorbildes. Näher bestimmt, ist diese Relation eine Korrelation, das Bild ist *in* seinem Vorbild, das Vorbild *in* seinem Bild; ferner ist diese Relation eine Korrelation in Immanenz: beide – Bild und Vorbild sind ineinander.

Für Eckhart schließt der Bildbegriff die Intelligibilität ein. Die ist nämlich, wie Eckhart in einer lateinischen Predigt (Sermo XLIX) sagt, dadurch gekennzeichnet, dass sie völlig zu sich zurückkehrt, stets bei sich bleibt, sich zu sich selbst verhält wie Gebärendes und Geborenes, wobei das Hervorgebrachte ein anderes Selbst ist, das sich selbst als Anderes in seinem anderen Selbst wiederfindet. Der Prozess, in dem das Bild aus seinem Grund hervorgeht, ist ein formales Ausfließen, ein Ausfließen, in dem das Urbild sein ganzes Wesen mitteilt. (LW IV, S. 425f.).

Eckhart wendet seine Bildtheorie in den Genesis-Kommentaren auch auf die menschliche Seele an (In Gen I n. 115; LW I, S. 270-272). Der höchste Teil der menschlichen Seele, sagt Eckhart dort, sei der Intellekt. Dieser Intellekt sei Bild Gottes (In Gen. II, 139f; LW I, S. 605-608). Noch radikaler äußert sich Eckhart in einigen seiner deutschen Predigten. Das singuläre göttliche Bild sei im Innersten der menschlichen Seele, heißt es in Predigt 16b, und werde dort unmittelbar aufgenommen. Das, was die Gottheit in ihrem Innersten ist, drücke sich in diesem Bild, das zugleich das Innerste der Seele ist, unmittelbar aus.<sup>6</sup> Unmittelbares wechselseitiges In-Sein kennzeichnet das Verhältnis von Bild und Vorbild.

Der Bildbegriff Meister Eckharts ist daher zugleich Vermittlungs- und Einheitsbegriff. Das Bild ist Medium. Aber ein besonderes Medium, ein welteröffnendes Medium, ein weltbildendes, welterschließendes Medium. Für Eckhart ist das bildende Bild im emi-

---

<sup>6</sup> Sturlese, Loris: „Mystik und Philosophie in der Bildlehre Meister Eckharts. Eine Lektüre von Pred. 16a Quint.“ In: ders. *Homo divinus*, S. 47–60.

nennten Sinne die Vernunft, eine Kraft in der Seele. Das ist eine Formulierung aus der Predigt 69.<sup>7</sup> Eckhart weist auf den Charakter des Bildes hin, seine Bildlichkeit zu verneinen. Das geschieht schon bei einem Spiegel, in dem ich *mich* sehe, allerdings noch in einem Bild, was mir klar wird, wenn ich auf den Spiegel achte. Dem ähnlich ist die Seele ein Spiegelbild der Welt, allerdings mit gravierenden Unterschieden: Wenn die erkennende Seele etwas sieht, dann ist sie einerseits eine Art Bild dessen, was sie sieht. Denn sie ist nicht der gesehene Gegenstand. Sieht sie einen Baum, *ist* sie nicht der Baum. Aber sie vermittelt ihr Bild nicht noch in einer weiteren Instanz. Insofern *ist* sie kein Bild. Sie ist Bild ohne Bild. Wir denken unser sinnliches Erkennen als ein Medium der Welt, etwas, das die Welt für uns vermittelt und dadurch zugänglich macht. Meister Eckhart weist darauf hin, dass das ein Irrtum ist. Diese Vermittlung geschieht ohne Vermittlung. Das ‚Bild‘ des Baumes *in uns* ist kein zweiter Baum. Es ist derselbe Baum. Wir können nicht zwischen dem Baum in uns und dem Baum außerhalb, dem Baum ‚an sich‘ unterscheiden. Denn der Baum ‚an sich‘, den ich dort sehe, ist natürlich ein ‚Bild‘ in mir. Damit formuliert Meister Eckhart eine ganz modern klingende Kritik an der Auffassung *Repräsentationalismus*.

Schärfer fasst Eckhart den Bildbegriff, wenn er auf die Bildlichkeit der Vernunft zu sprechen kommt. Es handelt sich um einen für Eckharts Bildkonzept sehr wichtige Passage, in der er eine aufsteigende, sich steigernde Reihe von Einheitsbegriffen für die Vernunft in Anspruch nimmt. Meister Eckhart legt ihm fünf charakteristische Merkmale bei. Zunächst dass sie frei ist und frei macht vom Hier und Jetzt. Das zweite Merkmal besteht darin, dass der Vernunft nichts gleicht. Das dritte Merkmal betont, dass die Vernunft rein und unvermischt ist. Das, was keinem gleicht und nichts vermischt ist, das ist in besonderer Weise *eines*. Es ist *Selbigkeit* und nicht nur *Gleichheit*. Von Merkmal zu Merkmal wächst die Kraft des Einheitskonzepts. Das zeigt das vierte Merkmal, das hervorhebt, dass diese Einheit der Vernunft in ihrer Ausrichtung nach Innen besteht. Die Vernunft wendet sich nach innen, man kann auch sagen, sie wendet sich auf sich selbst und erkennt darin Gott, der sich selbst in der Vernunft erkennt. Es gibt nicht *unsere* Vernunft und daneben oder darüber noch die *göttliche* Vernunft. Eckhart betont: Es gibt nur eine Vernunft. Und es ist dieselbe Vernunft in der wir Gott erblicken und sich Gott selbst erblickt. Das ist ein Einheitsbegriff, der qualitativen Charakter hat: Einssein mit Gott in der unteilbaren Vernunft.

Das letzte und höchste Merkmal der Vernunft ist, dass sie *Bild* ist. Bild und Urbild sind völlig eins. Gott selbst kann dort keinen Unterschied erkennen, sagt Eckhart. Der Bildbegriff markiert daher eine Stufe der Einheit, die noch über die einfache Einheit und ihre Qualität als Selbsterkennen hinausgeht, nämlich die Ununterschiedenheit des Bildes. Ununterschieden ist das Bild, weil es von allem Unterschied unterschieden ist. Es transzendiert Unterschiedenheit in einem radikalen Sinn.<sup>8</sup> Das ‚Bild‘ ist der Gipfelpunkt eines Einheitsgedankens, den Eckhart mit großer Emphase ausdrückt.

---

7 Pr. 69, DW III, 159

8 Vgl. Mojsisch, Burkhard: Meister Eckhart, S. 82-98.

#### 4 Die Zwillinge in der Lichtung *des* deutschen Waldes

Den *genitivus subiectivus et obiectivus* des Tagungstitels beim Wort genommen, spielt die Zwillingsforschung eine wichtige Doppelrolle. Sie kann die Rahmenbedingungen aufzeigen, unter der die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen zu sinnvollen philosophischen Optionen wird. Dazu gehört die selbstbewusste Einordnung in eine streitbares systematisches Nachdenken. Umgekehrt erfüllt sie eine kritische Funktion. Sie hegt die historischen Ambitionen der Zwillingsforschung ein. Sie bezweifelt die genetische Verbindung zwischen Eckhart und Fichte. Und sie besteht auf einer Grenzziehung zwischen realhistorischem Bezug und vom bloßen Augenschein angeheizten Transformationen. Was nach *dieser* kritischen Lichtung noch bleibt, ist eine jene bescheidene Lichtung der ihrer selbstbewussten Vernunft im Spiegel ihrer Geschichte.